

zureichender Vorbereitung zusammenhängen; elf »benoten« die Chancen der priesterlichen Verkündigung in der Volksschule mit der Note 4 bzw. 5. Beim Krankenbesuch, dessen seelsorgliche Chance sie mit 1,8 benoten, bekennen 22 Kapläne, nur selten zu einem intensiven geistlichen Gespräch mit dem Kranken zu kommen (85 Prozent!); außerhalb der Sakramentenspendung beten sechzehn nur selten (61 Prozent) und acht niemals mit dem Kranken (31 Prozent). Fünf machen keine Hausbesuche (19 Prozent), deren Chance von den übrigen mit 1,7 benotet wird. Dreizehn beginnen mit der Vorbereitung der Sonntagspredigt erst am Freitag oder Samstag (50 Prozent); neun kommen zu keiner theologischen Erwachsenenbildung (35 Prozent), auch nicht innerhalb der bestehenden Vereine, fünfzehn betätigen sich überhaupt nicht in der geistlichen Vertiefung apostolisch gesinnter Kernkreise (58 Prozent). Gewiß muß man hier zum Teil die Ungeschicklichkeit des Anfängers in Rechnung stellen und die übliche Aufteilung der Seelsorgsbereiche zwischen Pfarrer und Kaplan. Aber was das letztere betrifft, muß doch nachdenklich machen, daß vierzehn Kapläne der Meinung sind, ihr Pfarrer müsse unbedingt mehr Hausbesuche machen und persönlichen Kontakt zu seiner Gemeinde herstellen (54 Prozent) und zwölf seine starke Seite eben nicht in der Erwachsenen-seelsorge, sondern in Verwaltungs-, Finanz-, und Organisationsaufgaben sehen (46,1 Prozent). So etwa stellt sich die Frage nach der Wertordnung seelsorglicher Aufgaben aus der Perspektive junger Seelsorger, wenn sie versuchen, den Knäuel aus Gutwilligkeit, Ärger, Opposition, Ratlosigkeit und Enttäuschung zu entwirren, der sich in zwei bis drei Jahren redlicher Anpassungsversuche an das vorgegebene System der Seelsorge in ihnen angesammelt hat.

Eine Antwort auf die Frage, was denn nun angesichts des wachsenden Priestermangels vorrangig vom Seelsorger zu tun sei, läßt sich wohl nur durch eine strenge Besinnung auf das Wesen und die Aufgabe der *Gesamtgemeinde* gewinnen, in der der Priester seinen Platz und seine besondere Aufgabe hat. Und dies, obwohl es außerordentlich schwer ist, zu sagen, was heute eine »Gemeinde« ist – seit sich der Radius der Eucharistiegemeinde auf weite Strecken nicht mehr deckt mit der Wohngemeinde und erst recht nicht mehr mit dem Bereich der Berufsausübung, d. h. mit dem Ort des Zeugnisses in der Welt. Sieht man die Aufgabe der Gemeinde darin, die Wahrheit und Liebe Gottes in der Welt präsent zu machen, und beachtet man, daß dieses Zeugnis konkret weder von der Gesamtgemeinde als solcher noch auch von ihren isolierten Einzelgliedern geleistet wird, sondern innerhalb unendlich vieler, sich gegenseitig in ihrem Zeugnis stützender Kleingruppen (Familien, Freundschaften, Kernkreise usw.), dann muß sich der priesterliche Dienst am Glauben der Gemeinde vor allem den Gemeindegliedern zuwenden, die diese Substrukturen der Gemeinde tragen, d. h. den Erwachsenen. Ihr »Außenzeugnis« hat der Priester zu stüt-

zen, zwischen ihnen die brüderliche Einheit und das Verantwortungsbewußtsein zu stärken. Solcher »Innendienst an der Gemeinde« ist sein unvertauschbar eigener Beitrag zum Ganzen – nicht jenes hektische Management, das ihn überall und nirgends sein läßt, bewundert und noch mehr belächelt als der letzte grandiose Dilettant in unserer hochrationalisierten Gesellschaft. Um es im Bild zu sagen: Unsere Gemeinden brauchen Chefredakteure, die ein ordentliches Blatt kopizieren können – keine noch so eifrigen Austräger; Geistliche, d. h. Spirituale, Inspiratoren – keine Tausendkünstler, die in hybridem Idealismus glauben, all das selber tun zu müssen oder zu können, was Laien viel besser machen, wenn man in ihnen die Freude und die Verantwortung für den Glauben weckt. Konkret heißt das: So wenig wie der »Heide« kann in Zukunft das christliche Kind im bisherigen Umfang als unmittelbares »Seelsorgeobjekt« des Gemeindevorstehers angesehen werden – nicht, weil sie es nicht wert wären, sondern weil sie wirksam nur vermittelt der Eltern und Lehrer für den Glauben gewonnen werden. Mindestens in einigen Modellparreien sollte man prüfen, ob nicht bei intensiver Erwachsenen-seelsorge (Familien, Krankenhaus, Kernkreise) das schulische Engagement des Priesters auf 4–6 genau plazierte Schulstunden reduziert werden kann. Es wäre dann Sache der Priester- und Seelsorgeräte, daraus für die Gesamtdiözese die Konsequenzen zu ziehen – bis hinein in den Haushaltsplan (strenge Reduzierung der Bauprojekte zugunsten der Einstellung hauptamtlicher Laienkräfte in Katechese und Verwaltung). Wenn es uns nicht gelingt, durch Konzentration der geistlichen Energien auf die Mitte der Gemeinde diese selber missionarisch zu machen, ist das Entscheidende verloren.

Symptome

Konfessionen – Konventionen

Eine Umfrage nach der Frömmigkeit in der Bundesrepublik, interpretiert von Hans Fischer-Barnicol

1. »Seelsorge« – das ist doch eigentlich kein gutes Wort. Als habe sich ein »Seelsorger« nur um die Seelen und lediglich zu sorgen, als ginge es nicht

auch ihm um den ganzen Menschen mit Haut und Haaren in vielerlei anderen Beziehungen noch als allein in der Sorge. Sie gewährleistet, sei es als Vor- oder als Für-Sorge, sei es auch als existenzieller Eifer, keine rechte Partnerschaft. Das bringt sie in Gefahr, blind zu werden für denjenigen, um den sie sich kümmert.

Sobald Theologie einem »besonderen Anliegen« folgt, bekommt ihr das schlecht. Sobald sie's auf etwas oder auf jemanden abgesehen hat, verdirbt sie sich gar zu leicht das eigene Konzept, kann gerade ihre höchste Tugend zum Laster werden: geht es ihr doch nicht nur gelegentlich, sondern stets ums Ganze, und klemmt sie diesen universalen Anspruch in spezielle Perspektiven ein, verkümmert er ins Totalitäre. Zu dessen modernen Versionen gehört die Besserwisserei, die sich in der brennenden Sorge wie ein Salamander am Leben erhält und diese unaufmerksam werden läßt. So ähneln einige aktuelle Probleme der Seelsorge durchaus denen der sogenannten Entwicklungshilfe; auch der fehlt es nicht an Eifer und gutem Willen, oft aber an der Kenntnis der »Leute«, denen geholfen werden soll. Aus Umfrageergebnissen läßt sie sich sicherlich nicht allein gewinnen. In welche Richtung gefragt werden sollte, das immerhin ist ihnen zu entnehmen.

2. Ein wenig boshaft, methodologisch indessen nicht ganz unbegründet, ist die Vermutung, die Psychologen wüßten wenig und verstünden alles – Statistiker hingegen wüßten alles und verstünden wenig. Wie für Nietzsche sollte es auch für Soziologen »keine Tatsachen, sondern nur Interpretationen geben. Richtige Daten wollen auch richtig« gedeutet sein, und das ist zumeist deshalb so schwierig, weil – wenn irgendwo in den Wissenschaften, dann im Bereich der Sozialwissenschaften – die Untersuchungsmethoden ihre Tücken haben: Man sucht nicht nur besonders emsig nach dem, was man gern finden möchte, man findet zumeist auch nur das, was man gesucht hat. Gelehrt gesagt: Man steht im hermeneutischen Zirkel und bedarf schon einigen Trainings im Fach, um nicht immerfort auf das beklagenswerte Faktum zu stoßen, daß man sich jetzt über die Ostereier freut, die man vorhin im Gebüsch versteckt hat. Dies ist überall dort kaum zu vermeiden, wo der Beobachtende seinem Gegenstand einbezogen ist –, um zu »objektiven« Ergebnissen zu gelangen, jedoch so tun muß, als gehöre er selbst samt seiner Fragestellung nicht auch zu dem, was erfragt werden soll, als gäbe es ein abstraktes Observatorium außerhalb der Gesellschaft und ihrer Geschichte. Um so überraschender sind dann Ergebnisse, auf die man es ganz und gar nicht abgesehen hatte. Gründlich gedeutet können sie Aufschluß gewährleisten.

Vor Jahr und Tag wurde ich als Berater zur Vorbereitung einer Umfrage hinzugezogen, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, dem Öffentlichkeitsanspruch der Kirchen mit dem Nachweis entgegenzutreten, daß die offizielle Kirchenzugehörigkeit

der allermeisten Bundesrepublikaner mehr als fragwürdig sei. Man betrachte die Kirchen wie Traditionsvereine oder bestenfalls als Gewerkschaften mit noch zahlenden Mitgliedern, aber ohne Funktion und Auftrag; befrage man deren Angehörige, so vermutete man, werde sich deutlich zeigen, wie wenige sich mit ihren Vereinen identifizieren, wie unrechtmäßig also der Einfluß sei, den deren Funktionäre im gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben der Bundesrepublik nach wie vor ausüben. Diese Tendenz der Umfrage äußerte sich auch in den Fragen: Man erkundigte sich nach dem Mißfallen und der Kritik an der Kirche, nach Kirchensteuern und ihrem vermutlichen Verwendungszweck, nach der Häufigkeit und den Motiven des Kirchenbesuches, nach der vermeintlichen Notwendigkeit der kirchlichen Trauung und der Kirchenzugehörigkeit überhaupt, schließlich auch danach, ob man schon mal daran gedacht hätte, aus der Kirche auszutreten, weshalb man es dann doch nicht getan habe, warum es wohl andere nicht tun würden und welche Nachteile denen drohten, die aus der Kirche austreten. Für sich genommen haben diese Fragen lediglich ein klares Ergebnis gezeigt: Weit über 90 Prozent aller Bundesbürger haben noch niemals daran gedacht, aus der Kirche auszutreten, identifizieren sich vielmehr immer heftiger mit ihren jeweiligen Kirchen, je länger man sie nach religiösen Themen befragt, haben wenig oder gar nichts gegen die Kirchen einzuwenden, und sicherlich gibt es neben den Kirchen keine Institution hierzulande, die ein vergleichbar fragloses Prestige besitzt und mit der sich annähernd so viele Menschen identifizieren. Fast alle kritisch-negierenden Fragestellungen fanden derart selten positive Antworten, daß sich aus ihnen statistisch keine zuverlässigen Aussagen ableiten lassen. Insofern war diese Umfrage, daran konnte auch die sorgfältigste Auswertung nichts ändern¹, ein Mißerfolg. Die Ergebnisse widersprachen den Intentionen des Auftraggebers so sehr, daß er das Interesse an ihnen weitgehend verlor².

Interessant und beachtenswert, so scheint mir, ist diese Recherche durch zusätzliche Fragen geworden, die eigentlich nur der Kontrolle, der präziseren Kennzeichnung der Vorbehalte, der Interpretation der vermuteten Distanz gegenüber den Kirchen dienen sollten. Aus ihrer Beantwortung ergaben sich Indizien für die Beschaffenheit des positiv kirchlichen Christentums in Deutschland, die beunruhigender sind als das grellste Konterfei des Unglaubens.

Erst aufgrund dieses, für die Kirchen dem Anschein nach günstigen Befundes gewannen auch die Antworten auf jene skeptischen Nachfragen

¹ Die soziologische Auswertung besorgte Friedrich Weltz.

² Die Umfrage wurde von *Infratest* im Auftrag der Illustrierten *Stern* durchgeführt; die Redaktion veröffentlichte nur belanglose Einzelheiten, nichts ahnend von der kritischen Bedeutung der Ergebnisse für eine innerkirchliche Klärung der Situation.

Bedeutung, nämlich als zusätzliche Kennzeichen der vorherrschenden geistigen Konfusion und Lebllosigkeit. Bei näheren Untersuchungen erwiesen sich die sogenannten oder tatsächlich Ungläubigen als noch weniger qualifiziert als die vermeintlich Gläubigen. Sie stellen eine kleine Gruppe schlecht oder gar nicht informierter Menschen dar, die nicht einmal 4 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Von ihnen denkt nur ein Drittel an den Kirchenaustritt, den ein weiteres Drittel dieser Gruppe vollzogen hat. Die Gründe solchen Unglaubens, soweit sie sich soziologisch aufdecken lassen, sind theologisch belanglos. Denkende Atheisten haben einen größeren Seltenheitswert als bewußte Gläubige.

Dabei gilt es zu beachten, daß derart qualifizierende Aussagen über Mangelerscheinungen statistisch wohl zu begründen sind, wogegen sich über diejenigen, die alle Glaubensfragen bejahen, regelmäßig zu Kirche gehen und auch wissen, was ihnen dort beigebracht wird, nur Unbestimmtes sagen läßt, denn die Kriterien, die zur Verfügung stehen, sind »negativ«. Über die Qualität der Frömmigkeit, die statistisch festgestellt werden kann, lassen sich nur Vermutungen anstellen, zumal man, wie gesagt, in einem erstaunlichen Maße immer frömer wird, je länger man danach gefragt wird: Fast 80 von Hundert aller Deutschen möchten regelmäßig oder doch einmal im Jahr kommunizieren, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn nicht zuvor nur 45 Prozent der Befragten gewußt hätten, daß es ein solches Sakrament überhaupt gibt. 72 Prozent der befragten Katholiken behaupten, regelmäßig zur Kirche zu gehen; kirchenoffiziellen Zählungen zufolge kann das nicht wahr sein, ist im Rahmen dieser Untersuchung aber nicht zu widerlegen. Wenn jedoch 30 Prozent der Katholiken, sogar 26 Prozent der »besonderen Frommen«, die alle Glaubensfragen bejaht haben und häufig zur Kirche gehen, zugeben, nie in der Bibel zu lesen, weil sie zumeist gar keine besitzen, so ist dieses negative Ergebnis auch als qualifizierende Aussage nicht zu bezweifeln.

Zusätzliche Auszählungen unter speziellen Gesichtspunkten, verschiedene Kombinationen und die Möglichkeit, gleichsam Quersummen in gesonderten Bereichen zu ziehen, lassen darüber hinaus präzisere Feststellungen zu. Ihre Aufschlüsselung würde hier zu weit führen. Deshalb beschränke ich mich auf Aussagen, die keiner umständlichen Erklärung im voraus und keiner schwierigen Auslegung bedürfen.

Statistiken können leicht mißverstanden werden, wenn nicht beachtet wird, daß ihre Zahlen vor allem Proportionen deutlich werden lassen. Auf die allermeisten dieser Proportionsangaben müssen wir hier verzichten – also etwa auf die soziologischen Differenzierungen nach Berufs- und Einkommensgruppen, nach der Größe der Wohnorte, nach Altersgruppen und Geschlechtern. Ganz allgemein sei gesagt, daß diese Unterscheidungen katholischerseits weniger deutlich ausfallen als bei evangelischen Christen; die in beiden Konfessio-

nen ähnlichen Tendenzen – etwa in den Altersgruppen, daß nach jugendlicher Intensität ein Nachlassen des religiösen Interesses zu beobachten ist, das erst im höheren Alter wieder aufgeholt wird – daß Frauen »frömmere« und weniger »kritisch« gesonnen sind als Männer – daß sich die Religiosität in den kleineren und kleinen Ortschaften verhältnismäßig intakt erhalten, in größeren und großen Städten jedoch weitgehend aufgelöst hat, daß die Kirche also im Dorf geblieben ist – all das ist bei Katholiken nicht ganz so deutlich ausgeprägt wie bei Protestanten. Beachtlicher ist die konfessionelle Differenz in der Gruppe der »besonders Frommen«, obgleich bei ihrer Aussonderung berücksichtigt wurde, daß gemäß dem jeweiligen Glaubensverständnis den Protestanten das Herz mehr auf dem rechten biblischen Fleck, den Katholiken mehr auf der kirchlichen Seite zu schlagen hat: Mehr als drei Viertel dieser Gruppe gehören der katholischen Kirche an. Das läßt sich nicht ohne Weiteres erklären; im wesentlichen dürfte es damit zusammenhängen, daß Katholiken durch den weitaus regelmäßigeren Kirchenbesuch besser über das, was sie glauben wollen, informiert sind. Dem entspricht auch, daß die religiösen Kenntnisse – überraschender Weise inklusive der biblischen – nach dem 20. Lebensjahr bei Katholiken weniger deutlich nachlassen. Alles deutet darauf hin, daß der Kirchenbesuch am eindringlichsten und zuverlässigsten belehrt, übrigens auch die evangelischen Christen; sobald sie nicht mehr die Gottesdienste besuchen, vergessen sie, was es mit dem Glauben auf sich hat.

3. Wenigstens im Umriß seien nun die Ergebnisse der wichtigsten Fragen wiedergegeben. Ich ordne sie nach drei Gesichtspunkten, die für eine differenzierte Betrachtung die Kriterien abgeben werden: nach Kirchlichkeit, Wissen und Glauben. Zu den Fragen nach der Kirchlichkeit gehört wohl auch jene simple Kontrollfrage, welcher Kirche man angehöre; von Katholiken durchweg richtig beantwortet, präzise nach dem Bundesdurchschnitt, ist sie von den Protestanten inkorrekt beantwortet worden. Statt der amtlichen 23 Prozent bekannten sich nur 1 Prozent der Befragten zu einer der unierten Kirchen, letztlich politischen Konstruktionen des liberalen 19. Jahrhunderts, die offensichtlich keine prägende theologische Kraft besitzen; entsprechend der theologischen Ausbildung der Pfarrer erklärten sich 11 von Hundert als Reformierte – amtlich sind nur 3 Prozent registriert – während 1 Prozent Angehörige evangelischer Freikirchen akkurat in Erscheinung traten. Bei den »besonders Frommen« treten die Verhältnisse noch präziser hervor: 77 von Hundert nennen sich lutherisch, 16 Prozent reformiert, 2 Prozent uniert.

Die Notwendigkeit, als Christ einer Kirche anzugehören, wird von 73 Prozent der Katholiken, von 51 Prozent der Protestanten bejaht; nur 26 Prozent der Katholiken, aber immerhin 48 Prozent der Protestanten glauben, man könne auf

eigene Faust ein guter Christ sein. »Besonders Fromme« halten die Kirche zu 93 bzw. 79 Prozent für lebensnotwendig; 19 Prozent der besonders frommen evangelischen Christen bestreiten aber ausdrücklich, daß ein Christ einer Kirche angehören muß. Hier zeigt sich wohl eine Differenz im theologischen Selbstverständnis der Kirchen; ihr entspricht, daß kirchlich gebundene Katholiken besonders häufig die Gottesdienste besuchen, evangelischerseits aber vorwiegend die »Gläubigen«; hier geht man zur Kirche, weil man sich *kirchlich* fühlt (und umgekehrt), dort geht man zur Kirche, weil man *glaubt* (und umgekehrt). Katholischerseits geht man deshalb auch dann regelmäßig zur Kirche, wenn man nicht mehr so recht weiß, was man zu glauben hat – 54 Prozent der befragten Katholiken – wogegen man als Protestant, weil man aus Gläubigkeit die Kirche besucht, nicht das geringste gegen sie einzuwenden hat – 74 Prozent unter den Befragten. Je weniger geglaubt wird, je weniger man weiß, was geglaubt werden soll, desto kritikloser steht man zur Kirche; auffallend ist deshalb, daß unter den Kritikern an der Kirche verhältnismäßig viele »besonders fromme« Katholiken sind, vor allem unter den jüngeren Menschen – bis zu 11 Prozent. Im übrigen geben die deutschen Christen aller Konfessionen vor, weit häufiger zum kirchlichen Gottesdienst zu gehen, als sie es tatsächlich tun – nur 14 Prozent der Katholiken, 39 Prozent der Protestanten gestehen ein, daß die Kirchen ihnen lediglich zur Verschönerung der Feiertage dienen. Frauen gehen – wie bekannt – häufiger zur Kirche als Männer, Jüngere und Ältere öfter als mittlere Jahrgänge, vor allem aber die Einwohner kleiner Ortschaften weitaus regelmäßiger als die Bewohner großer und mittlerer Städte.

Dafür ist man sich allenthalben in der Überzeugung einig, daß es auf die kirchliche Trauung ankommt – 82 Prozent der Protestanten; 21 Prozent von ihnen meinen sogar, die Ehe sei ein Sakrament wie Taufe und Abendmahl, die nur von 45 bzw. 32 Prozent der befragten Protestanten als Sakramente genannt werden. Bei Katholiken bestehen 90 Prozent auf der Trauung, die allerdings nur von 78 Prozent als Sakrament genannt wird, während 79 Prozent die Taufe, 62 Prozent die Eucharistie als Sakramente nennen. Weil die Katholiken öfter zur Kirche gehen, wissen sie auch besser Bescheid, was in der Kirche passiert. Zum größten Teil, 60 bis 80 von hundert, wissen sie alle Sakramente ihrer Kirche zu nennen. Dieser Kenntnisstand wird nicht einmal von »besonders frommen« Protestanten erreicht, die außer der Priesterweihe einige andere Sakramente nennen, die es in ihren Kirchen gar nicht gibt. Außerdem werden in Einzelnennungen unter 1 Prozent der Befragten als Sakramente angeführt: Christus (8), Heiliger Geist (6), Glaube (6), Vater (4), Gebote (3) und Nächstenliebe, Segen, Gemeinschaft, Auferstehung, Kleines Evangelium, Geistestaufe, Keuschheit und – mir scheint, von einem weitsichtigen Menschen – das Sakrament der Gewohnheit.

Religionsgeschichtlich gar kein Unsinn, kennzeichnet auch diese Erklärung einen rituellen Notstand, der offenbar dazu zwingt, in Ermangelung echter Riten rudimentäre Elemente kultischen Lebens – etwa den sonntäglichen »Gang« zur Kirche, vor allem an Feiertagen – und die bloße Kirchenzugehörigkeit zu ritualisieren; deshalb wird nichts, was mit dieser trübsinnigen »religiösen« Erfahrung zusammenhängt, kritisiert: weder Kirchensteuer noch Konfessionsschule, nicht Ehegesetz noch Dogmatismus, nicht Salbadei in Hirtenbriefen und Predigten noch das altherwürdige Latein als liturgische Sprache – es sei denn, man wäre »wirklich« fromm, gehöre – immer im Rahmen dieser Umfrage betrachtet – zur Sondergruppe junger gläubiger Katholiken. Freilich, modern sind die auch nicht, sie ärgern sich mehr über Neuerungen als über das Althergebrachte.

Das religiöse Wissen ist in beiden Konfessionen kümmerlich. Die Unwissenheit sichert die Unbewußtheit. Nur 17 Prozent der Protestanten, 30 Prozent der Katholiken kennen alle Zehn Gebote. 52 Prozent der Protestanten, 15 Prozent der Katholiken sind außerstande, ein Sakrament richtig zu nennen. Nahezu 5 Prozent aller Befragten wußten kein einziges der Gebote zu nennen.

Katholiken kennen die Gebote vorwiegend aus dem Beichtspiegel, sind dafür aber imstande, nicht nur die vier mittleren, moralischen, sondern auch die ersten und letzten drei Gebote öfters zu nennen. Die ersten, religiösen Anweisungen – und damit der theologische Sinn der Gebote – werden kaum beachtet. Die moralischen Normen werden von Ungläubigen und Konfessionslosen in gleicher Häufigkeit genannt. In allen Gruppen ist die Reihenfolge der häufigsten Nennungen nahezu gleich: Am seltensten erinnert man sich der Gebote 2, 10, 3, 9 und 1 – durchschnittlich seltener als zu 50 Prozent der Befragten.

Bleibt nun als letztes, bedeutsamstes Kriterium die Nachfrage, ob man denn glaube, daß Christus Jesus der Gottsohn gewesen, daß der Mensch sündig und der Erlösung bedürftig sei und daß es eine Auferstehung der Toten und ein ewiges Leben gebe. Diese drei Glaubensfragen konnten mit »ja«, »nein« und »ich weiß es nicht« beantwortet werden. Für die Interpretation ist zu beachten, daß diese dritte Möglichkeit dem Befragten suggestiv nahegelegt, auch Bejahung und Verneinung im Sinn einer Gewißheit zu verstehen; das bedeutet dann aber, daß mit einem »ja« die Möglichkeit anerkannt und offengelassen, also im Sinn größerer Ungewißheit geantwortet wurde, während ein »nein« entschiedener vorgibt, zu wissen, das dem nicht so sein könne. Die Verneinung der Fragen ist nicht nur als Zugeständnis, man glaube das nicht oder könne es leider nicht glauben, sondern mehr als Überzeugung zu verstehen, man »glaube«, daß es nicht so sei.

Die Frage nach Jesus Christus wurde von 20 Prozent, die nach Sünde und Erlösungsbedürftigkeit von 23 Prozent, die nach der Auferstehung von 46 Prozent der befragten Bundesrepublikaner ver-

neint. Dabei zeigte sich ein großer Unterschied zwischen den Konfessionen: Evangelische Christen verneinen – in der gleichen Reihenfolge – zu 26, 28 und 57 Prozent, Katholiken nur zu 9, 13, 31 Prozent. Wieder zeigte sich eine beachtliche Differenz zwischen Kirchgängern und anderen: Geht man noch regelmäßig zur Kirche, glaubt man zu 97 Prozent an Jesus Christus als Gottessohn, zu 70 Prozent an die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen; besucht man den Gottesdienst nicht mehr, bekennt man sich nur zu 54 Prozent zu Christus, nur zu 40 Prozent zur Sündhaftigkeit. Genauere Untersuchungen ergeben, daß der Kirchenbesuch, der entscheidend für religiöses Wissen und Glauben ist, weithin konventionelle Gründe hat. Entfällt diese praktizierte Konvention, so wissen – deutlicher als Katholiken die Protestanten – die Deutschen bald gar nicht mehr, was sie glauben sollen.

4. Aus diesen Kriterien – Kirchlichkeit, Kirchenbesuch und Glaubenswissen – lassen sich nun verschiedene »Typen« bilden, in denen näherhin bestimmbare Verhaltensweisen aussortiert und so erkennbar werden. Um sie gerecht zu bewerten, müssen theologische Gesichtspunkte bei der Kombination berücksichtigt werden – von Protestanten ist nicht die gleiche Kirchlichkeit, die nämliche Regelmäßigkeit im Kirchenbesuch zu erwarten wie von Katholiken u. a. m.; diese Typen lassen präzisere Aussagen über Frömmigkeit und Verhaltensweisen zu. Auch sie fallen – aus besagten Tendenzen – zu günstig für die Kirchen aus. Wiederum läßt sich über die »Besten« – wir nennen sie der bloßen Kennzeichnung wegen einfachhin die »kirchlich Gläubigen« – so gut wie gar nichts sagen, weil die Kriterien »negativ« sind. Immerhin, auch von diesen »Gläubigen« weiß nur jeder vierte Protestant, nur jeder zweite Katholik die Zehn Gebote zu nennen, kennt nur die Hälfte alle Sakramente, empfangen ein Drittel der Katholiken, zwei Drittel der Protestanten das Altarsakrament selten oder nie. Also perfekt ist solches statistisch feststellbare ideale Christentum keineswegs.

25 Prozent der Bundesbürger gehören zur Gruppe dieser »kirchlich Gläubigen«; zur Mehrzahl sind sie katholisch, in der Landwirtschaft tätig, Bewohner von Ortschaften unter 5000 Einwohnern, mehr Frauen als Männer, auffallend viele Protestanten in katholischen, Katholiken in vorwiegend evangelischen Gebieten.

4 Prozent der Bundesbürger gehören zur Gruppe, die wir »liberale Gläubige« genannt haben. Sie wissen und glauben nahezu alles, denken aber nicht allzu kirchlich; mit starkem evangelischen Übergewicht und besonders vielen jüngeren Menschen stellt diese Gruppe eine protestantische, jugendliche Variante der ersten dar.

15 Prozent der Bundesbürger gehören zur Gruppe der »lauen Gläubigen«, die zwar noch glauben, aber nicht viel wissen, nicht eifrig zur Kirche gehen, nicht allzu streng kirchlich denken – häufig

sind es evangelische Landwirte und bayerische Katholiken.

10 Prozent der Bundesbürger gehören zur Gruppe der »formalen Kirchgänger«, die wenig oder nichts mehr glauben, nichts wissen und dennoch regelmäßig zur Kirche laufen – vorwiegend in kleinen Ortschaften.

34 Prozent der Bundesbürger gehören der stärksten Gruppe, den »Feiertagschristen« an, wollen zu Weihnachten und Ostern auf den Gottesdienst nicht verzichten und im übrigen in Ruhe gelassen werden.

3 Prozent der Bundesbürger gehören zur Gruppe »gläubiger Individualisten«, die viel wissen, alles glauben, aber ohne Kirche und Kirchenbesuch auskommen; weitere 3 Prozent sind als »ungläubige Institutionisten« zu kennzeichnen – sie glauben und wissen schlechterdings nichts, sind aber streng kirchlich gesonnen, fraglos überzeugte »Mitglieder«; und schließlich sind wohl weitere 3 Prozent wirklich »Ungläubige«, eine enttäuschend langweilige und stumpfsinnige Gruppe. Theologisch relevant ist nur der seine eigenen Voraussetzungen und Denkbedingungen reflektierende »Unglaube« der wenigen einzelnen, die derart selten sind, daß sie in solchen Statistiken gar nicht auftauchen. »Die Ungläubigen« – als feststellbare Gruppe – stellen keine qualifizierbare Herausforderung der Theologie dar, es sei denn, man möchte sich mit einem Phantom unterhalten. Das ist um so verwunderlicher, für eine Psychologie des theologischen Denkens um so aufschlußreicher, als innerhalb der Kirchen, und zwar innerhalb der durchaus als konventionelles Gemäuer verstandenen Kirchen, unendlich viel zu tun wäre. Besorgniserregend sind nicht nur die Aushäusigen, sondern mehr noch die Dauermieter, die braven Insassen unserer Kirchen. Untersucht man nämlich gesondert die breite Mittelschicht der »formalen«, »lauen« und »feiertäglichen« Kirchgänger im einzelnen, so gelangt man zu Ergebnissen, die erschreckend genannt zu werden verdienen.

Diese wirklich »durchschnittlichen«, konventionellen Gläubig-Ungläubigen, die aber weithin regelmäßig die Gottesdienste der Kirchen besuchen und vollkommen fraglos »kirchlich« gesonnen sind, ohne den geringsten Einwand, ohne Kritik und ohne jemals auf den Gedanken verfallen zu sein, man könne die Kirchensteuer durch einen Kirchenaustritt auch einsparen, machen rund 60 Prozent der Gesamtbevölkerung aus – bei differenzierter Analyse der Ergebnisse dürfte sich ihre Gruppe sogar noch vergrößern, würden die Symptome jedoch noch deutlicher, noch krasser in Erscheinung treten. Zwischen 54 und 97 Prozent dieser »Durchschnitts-Christen« bejahen Jesus Christus als den Sohn Gottes; zwischen 40 und 75 Prozent bejahen die Sündigkeit des Menschen und seine Erlösungsbedürftigkeit; doch 79 bis 91 Prozent von ihnen *verneinen* die Möglichkeit einer Auferstehung und eines ewigen Lebens. Diese Frage nach Tod und Transzendenz, die auch den

einzelnen trifft, ist die *crux* des konventionellen Christentums. Man fühlt sich als »gläubig«, »kirchlich«, »christlich« und besucht zuweilen auch die Gottesdienste – aber ein »Jenseits«, ein »Darüberhinaus« weist man in 9 von 10 Fällen entschieden von sich. Die dritte Antwort, »ich weiß es nicht«, wurde nur von knappen 3 Prozent der Befragten gewählt. Mit agnostischer Rationalität haben es die Deutschen also auch nicht. Gerade redliche Ungewißheit erscheint ihnen unerträglich zu sein. Ohne zu wissen, worum es geht, möchten sie mitmachen.

5. Die Ergebnisse dieser und ähnlicher Umfragen bedürfen noch eingehender Analysen, um die Situation genauer zu kennzeichnen und die Richtung weiterer, differenzierterer Nachfragen bestimmen zu können. Der uns vorliegende Befund läßt nur ungefähre Diagnosen zu. Aus ihnen ergibt sich hinlänglich klar:

Ein überraschend großer Teil der Bevölkerung der Bundesrepublik und West-Berlins identifiziert sich mit den Kirchen. Dieser Identifikation liegen weiterhin Konventionen zugrunde, die so wenig reflektiert werden, daß die Verbundenheit mit den Kirchen sich allenthalben mit religiöser Gleichgültigkeit und Ignoranz vereinbaren läßt. Man hält sich für gläubig, obgleich man nicht weiß, was man glauben soll, und man möchte gern frömmel sein oder wirken, als man es aufgrund der mangelhaften Kenntnisse sein kann. Der Gedanke, aus der Kirche auszutreten, kommt nur denen, die keinen Wert mehr auf eine kirchliche Hochzeitsfeier legen. Kritik an den Kirchen kann gar nicht in nennenswertem Ausmaß geäußert werden, weil man dazu weder genügend informiert noch genügend engagiert ist. Ein qualifizierter Unglaube steht den Kirchen nicht entgegen. Der heftigste Widerstand gegen den Glauben zeigt sich in Fragen, die nicht nur allgemeine Normen, sondern die eigene Existenz, den eigenen Tod und die Möglichkeit einer transzendenten Wirklichkeit und Bestimmung betreffen*.

Diese Feststellungen liefern den Kirchengegnern und Atheisten keine überzeugenden Argumente: Nicht eine ominöse Angst vor dem Jenseits läßt an einen gütigen Vater überm Sternenzelt glauben; man geht zur Kirche und empfindet sich als kirchentreu, obgleich man an gar kein Jenseits glaubt. Aber auch für die Kirchen sind diese Fakten keineswegs beruhigend. Ihre pastoralen Bemühungen um »Abständige« ergeben sich womöglich aus einem Mißverständnis. Auch die Inständigen wissen nicht mehr, daß sie sich bekehren müßten und was das bedeutet: Umkehr leisten. Extensive Bemühungen wirken nicht sehr überzeugend, solange es derart an religiöser Intensität innerhalb der Kirchen fehlt. Abstrakte apologetische Programme sind weltfremd. Der vermeintlich biedere Katechismusunterricht scheint zumindest ebenso notwendig zu sein wie jener »Dialog mit der weltlichen Welt«. Denn – und das scheint mir eine solche Umfrage deutlich genug

zu zeigen – dieses »fromme Kirchenvolk« steht dieser Welt nicht gegenüber, insgeheim oder ausdrücklich verhält und versteht es sich »weltlich«; die Auseinandersetzung mit der Weltlichkeit ist intern. Doch hierzu wäre noch sehr viel zu sagen, gerade aus der Perspektive einer religionsgeschichtlich informierten Phänomenologie, damit wenigstens die Begriffe wieder hinlängliche Klarheit gewinnen. (Der große Bonhoeffer war in dieser Hinsicht schlecht informiert.)

Vorerst wäre jedenfalls im Ernst zu überlegen, ob es nicht in der Tat notwendiger ist, den »Gläubigen« beizubringen, was der Glaube bedeutet, als »Ungläubige« überzeugen zu wollen. Zeugnis ist etwas anderes als Propaganda. Und wenn der Sauerteig ausgeht, darf man für eine Bäckerei keine Reklame machen. Nicht die Leuchter, die Kerzen fehlen.

Praxis

Predigt über Phil 4,7 (3. Sonntag im Advent)

Eine der großen und bewegenden Wahrheiten der Adventsbotschaft ist die Verheißung des Friedens. In den Lesungen des kirchlichen Stundengebetes, die in diesen Wochen gehalten werden, ertönt immer wieder die Stimme der alttestamentlichen Propheten, die der Menschheit eine Zeit ewigen Heils und ewigen Friedens verheißen. Die Lesungen aus den Schriften des Neuen Bundes in dieser Zeit sagen geradezu: Diese Zeit ist mit Christus angebrochen. Die Zeit des Heils und des Friedens ist da. So hörten wir es soeben am Ende der Epistel: »Der Friede Gottes, der alles Denken übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren.« Aber, so mögen wir wohl fragen: Wovon reden diese Stimmen eigentlich? Sprechen sie von einer Wirklichkeit? Oder ist es nicht nur ein schöner Traum und ein frommer Wunsch? Ist es ein Wunschdenken, das sich in ihnen ausspricht? Geboren aus der leiderfüllten Erfahrung einer heillosen und friedlosen Welt? Wer hätte nicht Verständnis dafür? Wir leben doch in einer friedlosen Zeit. Wir brauchen es uns nicht aus-

* Es scheint uns freilich, daß dieses Problem komplizierter und ernster ist, als es sich aufgrund einer Meinungsumfrage präsentiert. Die Redaktion